

Institution zurückerhalten. Ein Gesetz über die Rückerstattung wurde zwar bereits im Frühling 1991 mit überwiegender Mehrheit im Parlament verabschiedet, aber seitdem stehen die konkreten Fälle der Rückgabe im Kreuzfeuer der Medien und der Oppositionsparteien. Immer häufiger wird von einem *Kulturkampf* gesprochen.

Die Kirchen, vor allem die katholische, deren Mitglieder den Taufquoten entsprechend 67 Prozent der Bevölkerung Ungarns stellen, stehen vor historischen Aufgaben. Sie müssen bei aller Vielfalt eine innere Einheit herstellen, die verschiedenen Ansätze integrieren, Kirchesein im Miteinander verwirklichen. Eine unerläßliche Vorbedingung dazu ist die Einbeziehung der *Laien*. Im Prozeß des Kirchewerdens kann die Frage der profanen Funktionen nicht ausgeklammert werden: Es ist zu entscheiden, was für Aufgaben die Kirchen übernehmen wollen und unter welchen Bedingungen.

Ein zweiter Komplex betrifft die Infrastruktur und die Finanzierung der Kirchen sowie das Staat-Kirche-Verhältnis. Kämpfe um die Rückgabe von Gebäuden gehören zum Alltag des Postkommunismus. Ordensgemeinschaften haben eine Bleibe bitter notwendig, um ihre Kommunität auch im Zusammenleben realisieren zu können. Eine große Zahl christlicher Eltern möchte den eigenen Kindern in einer konfessionellen Schule religiöse Erziehung zuteil werden lassen. Das ehemalige und vor 40 Jahren verstaatlichte Kloster oder die Schule beherbergt aber jetzt Mieter oder eine staatliche Institution mit Zöglingen. Sie sind nicht schuld an dieser Situation, würden aber zu Leidtragenden, wenn man sie ausweisen wür-

de. Würden die Kirchen, die Orden ihre Rechte durchsetzen, würden sie Unschuldige verletzen und sich Feinde schaffen. Was sollen sie tun? Schon vor ihrer Entscheidung werden sie zur Bedrohung des Status quo und dessen Nutznießer. Kirchen gelangen gewollt oder ungewollt in eine Machtposition und entfachen Religions- und Kirchenfeindlichkeit. Deren Samen wurden vom Kommunismus gesät, bewässert wird jedoch diese Saat von der Hast und von der Unempfindlichkeit für legitime Interessen der Mitbetroffenen. Im Endergebnis droht ein tiefer Graben zwischen den Kirchen und dem nichtglaubenden Teil der Gesellschaft zu entstehen.

Die Kirchen bringen viel Kraft auf, um sich selbst zu erneuern und um dafür die äußeren Voraussetzungen zu schaffen. Es fragt sich, wieviel Energie für ihre Hauptaufgabe, für die Verkündigung der frohen Botschaft bleibt, wie weit sie sich aufraffen können, das Evangelium zu den Fernstehenden, zu den Nichtglaubenden, zur Gegenseite des Kirchenkampfes zu tragen. Es fragt sich schließlich, ob sie dieser „Gegenseite“ genug Achtung entgegenbringen können, um deren Denkweise, Sprache, Argumente kennenzulernen. Sonst können sie kaum hoffen, Gehör zu finden.

Vor zwei bis drei Jahren hat die ungarische Gesellschaft die Heilung ihrer inneren Zerrissenheit vor allem von den Kirchen erwartet. Seitdem sind die Kirchen voll in den Strudel der Politik, der Wirtschaft und materieller Interessen hineingeraten. Sie müssen noch sehr große Anstrengungen machen, um nicht zur weiteren Teilung der Gesellschaft beizutragen, sondern für alle zum sichtbaren Sakrament der Einheit zu werden.

Miklós Tomka

„Die Krise kann nicht einfach gemanagt werden“

Ein Gespräch mit dem Münsteraner Regens Hans Döink

In ihrem Schreiben über den priesterlichen Dienst haben die deutschen Bischöfe ungewöhnlich offen die Schwierigkeiten benannt, mit denen sich gegenwärtig Priester auseinandersetzen müssen (vgl. HK, Dezember 1992, 544f.). Von vier Problembereichen ist dabei die Rede: Dem Schwund kirchlicher Glaubenspraxis, dem Bedeutungsverlust der Kirche in der Gesellschaft, den Identitätsproblemen von Priestern und deren „persönlichen inneren Problemen“. Um diesen Krisenphänomenen aus der Perspektive der subjektiven Betroffenheit näherzukommen, sprachen wir mit dem Regens des Priesterseminars der Diözese Münster, Hans Döink. Die Fragen stellte Alexander Foitzik.

HK: Herr Dr. Döink, in ihrem Schreiben über den priesterlichen Dienst hat die Deutsche Bischofskonferenz eine sehr ehrliche und offene Darstellung der Probleme vorgelegt, die heute Priester zu bewältigen haben. Entspricht das von den Bischöfen gezeichnete Bild Ihrer Erfahrung? Wo sehen Sie

besonders schwerwiegende Ursachen, die für die gegenwärtige Krisensituation verantwortlich sind?

Döink: Die Analyse der Bischöfe ist realistisch. Alle vier der angesprochenen Problembereiche kommen in den Ge-

sprächen, die ich mit Priestern führe, vor, selbstverständlich in unterschiedlicher Mischung und Intensität. Welche Ursachen nun im einzelnen eine Krisensituation bewirken, ist schwer zu sagen, weil es sich meistens um ein Geflecht von Gründen handelt. Wie im Schreiben angedeutet kommen die äußeren Einflüsse, die gesamte kirchliche Großwetterlage und die Ursachen, die in der Person und Lebensgeschichte des einzelnen liegen, zusammen.

HK: Wenn vom Priesterberuf die Rede ist, wird meist von der enormen Belastung oder sogar Überlastung als einem der offenkundigsten Probleme gesprochen. Ist auch bei der Frage der Belastung die Unterscheidung zwischen der „äußeren“ und der „inneren“ Problematik sinnvoll, und wenn ja, was macht die innere Dimension aus?

Döink: Man kann sehr wohl unterscheiden. Statt von der inneren und äußeren Problematik spreche ich lieber von Gründen, die in der Person liegen, und denen, die eher von außen einwirken. Zu den Ursachen, die in der je eigenen Person anzutreffen sind, gehören ein zu ideales Bild von sich selbst und dem Amt sowie eine Weltsicht, die die Grenzen und Bedingungen der Realität nicht genügend beachtet. Die daraus erwachsenen Ansprüche belasten und überfordern. Eine weitere Ursache ist die schon lange benannte geringere Belastbarkeit, besonders der jüngeren Priester. Diese ist jedoch nicht nur bei Priestern zu beobachten. Die höhere Belastungssituation unserer Gesellschaft hat Ulrich Beck mit der „Risikogesellschaft“ deutlich beschrieben. Es zeigt sich gerade hier, wie sehr die inneren und äußeren Ursachen miteinander verflochten sind.

HK: Heißt das, die häufig beklagte Überforderung hat wesentlich eine psychische Dimension und ist gar nicht so sehr ein Problem des faktisch zu leistenden Arbeitsaufwandes?

Döink: Die einzelnen Tätigkeiten des Priesters sind intensiver und differenzierter geworden. Früher ließen sich viele Aufgaben mit mehr Distanz erledigen. Da die Menschen heute individueller leben und vielleicht stärker als früher persönliche Lebens- und Glaubenshilfe erwarten, ist Seelsorge intensiver geworden. Jeder einzelne und jede Situation verlangen, daß sich der Seelsorger persönlich darauf einstellt. Früher konnte man sich auf die Rolle oder hinter einen Ritus zurückziehen.

„Die Person des Priesters steht eindeutig im Vordergrund“

HK: Was von vielen Priestern heute als sehr einfordernd empfunden wird, hat also eine wesentliche Ursache darin, daß nicht mehr so sehr Erwartungen an seine Rolle, sondern viel stärker Erwartungen an seine Person gerichtet werden.

Döink: Die Person steht eindeutig im Vordergrund. Kapläne klagen oft: „Wenn jemand beispielsweise in einem Trauerfall

zu mir kommt, entsteht oft eine sehr persönliche Atmosphäre, man kommt sich recht nahe. Sobald jedoch die Beerdigung vorbei ist, tut derjenige so, als kenne man sich nicht.“ Da werde eine Menge an Emotionen investiert, ohne daß diese Beziehungen auf Dauer angelegt sind. Der häufige Wechsel der emotionalen Zustände wird jedoch als enorme Belastung empfunden.

HK: Aber nicht nur der häufige Wechsel, sondern auch das hohe emotionale Engagement selbst ist für den Seelsorger eine Überforderung ...

Döink: In der Fülle der Begegnungen ist das nicht leistbar. Es ist ein schmerzlicher Lernprozeß, erkennen zu müssen, daß viele Beziehungen nur so lange dauern, wie der Priester gebraucht wird. Die Erwartungen, die die jungen Priester anfangs an solche Begegnungen haben, sind kaum realistisch. Das hat jemand einmal überspitzt formuliert: Die Priester erwarten hier mit emotionalen Zuwendungen ein zweites Gehalt.

HK: Sollen damit nicht einfach auch emotionale Defizite kompensiert werden, die eine zölibatäre Lebensform fast zwangsläufig mit sich bringt? Ist der Wunsch nach einer Vielzahl emotional intensiver Begegnungen vor diesem Hintergrund nicht mehr als verständlich?

Döink: Der Wunsch ist verständlich, aber es ist keineswegs eine notwendige Folge zölibatärer Lebensform. Sicherlich ist sie eine lebenslange Herausforderung. Eine reif gelebte Ehelosigkeit beinhaltet eine Kultivierung der emotionalen Beziehungen, wobei die Anzahl nicht entscheidend ist.

HK: Wenn der Seelsorger, der Priester mit so massiven Erwartungshaltungen konfrontiert wird, muß doch auch gefragt werden, ob er umgekehrt diese nicht selbst weckt. Suggestiert Seelsorge nicht oft eine letztlich dann doch nicht vorhandene Beziehungsintensität?

Döink: Ich glaube, daß manche Seelsorger lernen müssen, nein zu sagen – zu den Erwartungen anderer und zu den. Wenn nach Belastung und Überlastung gefragt wird, muß bei jüngeren Priestern auch ein anderes Moment genannt werden: eine größere Empfindsamkeit. Manche sprechen negativ von Wehleidigkeit. Positiv daran ist aber die gewachsene Fähigkeit, anderen Menschen empfindsamer zu begegnen und mehr persönliche Nähe zuzulassen.

HK: Wenn Sie schon die Wehleidigkeit angesprochen haben: Fördert man mit der dauernden Rede vom Priesternotstand nicht fast zwangsläufig eine Art „Berufs-Narzißmus“, der auch einer solchen Larmoyanz und Wehleidigkeit Vorschub leisten kann, sogar muß? Wenn ich einem jungen Menschen ständig einrede, wie wichtig er ist, wie sehr er gebraucht wird und daß alle auf ihn warten ...

Döink: Da ist sicherlich etwas dran. Ich möchte noch ergänzen: Manches in der Ausbildung fördert dieses Bewußtsein. Ein Priesteramtskandidat, der den normalen Ausbil-

dungsweg geht, ist gegenüber seinen Alters- und Studiengenossen bevorteilt. Das gilt für die Wohnung, die Versorgung und die Finanzen. Ein bestimmtes Priesterbild fördert noch einmal ein solches Bewußtsein.

HK: Liegt in einem solchen „narzißtischen“ Priesterbild nicht auch eine Ursache für den in dem Schreiben angesprochenen Identitätskonflikt von Priestern? Die Bischöfe nennen dabei besonders die Schwierigkeiten, die sich aus der verantwortlichen Mitarbeit von Laien im pastoralen Dienst ergeben, vor allem bei Priestern, bei denen die „Zuständigkeits- und Fähigkeitskompetenz“ auseinanderklaffen. Welche Rolle spielt hier das Priesterbild und die Amtstheologie?

Döink: Der Priester repräsentiert Christus. Doch oft werden die Grenzen dieses richtigen Gedankens der Amtstheologie nicht beachtet: der Priester repräsentiert nicht in allem, was er tut, Christus, und Christus ist nicht abwesend, sondern er wirkt das Entscheidende. Mit der Priesterweihe wird keine neue Fähigkeitskompetenz verliehen. Wenn die Grenzen des Repräsentationsgedankens nicht beachtet werden – und die Gestaltung mancher Priesterweihe und Primiz lassen daran zweifeln –, sind die Identitätskonflikte programmiert.

„Wenn die Gemeinden zu Subjekten werden, wird sich auch die Rolle des Priesters ändern“

HK: Unter dem Diktat der fehlenden Priester und dem Druck, der auch aus den Gemeinden kommt – ist es da überhaupt noch möglich, schon bei der Auswahl der Priesteramtskandidaten auf deren Belastungsfähigkeit, auf eine persönliche Eignung zu achten?

Döink: Ich kann nicht ausschließen, daß der Priestermangel auch einen Einfluß auf die Auswahl hat und eine Versuchung darstellt. Aber das wollen weder die Bischöfe noch die anderen für die Ausbildung Zuständigen. Grundsätzlich muß die Eignung unabhängig von gewünschten Zahlen geprüft werden. Das sind wir nicht nur den Gemeinden schuldig, die mit dem Priester leben müssen, sondern auch dem Kandidaten selbst.

HK: Der Druck, dennoch möglichst viele Priester zu weihen, bleibt bestehen, auch wenn das kein Auswahlkriterium sein kann ...

Döink: Gemeinden können auf Dauer ohne einen Priester und ohne Eucharistiefeier nicht als Gemeinde Christi leben. Andererseits ist durch das Zweite Vatikanische Konzil die Bedeutung des ganzen Volkes Gottes neu bewußt geworden. Jeder getaufte und gefirmte Christ hat teil am gemeinsamen Priestertum und ist mitverantwortlich für die Sendung der Kirche. Auch die Sorge um genügend Priester und die Priester selbst gehört mit zur Verantwortung der Gemeinden. Das ist noch zu wenig bewußt. Zu sehr steht der Priester manchmal allein.

HK: Das heißt jedoch nicht unbedingt, daß er immer allein gelassen wird. Man trifft auch durchaus Priester, die gerne alles allein machen wollen, eine Art Monopolstellung suchen. In gewisser Hinsicht ist die „Herr-im-Haus-Rolle“ ja schon auch reizvoll ...

Döink: Diese Rolle nehmen manche Priester auch von sich aus noch gerne wahr. Wenn jedoch die Gemeinden mehr zu Subjekten werden, wird sich auch die Rolle des Priesters ändern. Es muß versucht werden, den priesterlichen Dienst – der viele Aufgaben in sich gebündelt hat, die ursprünglich nicht zu ihm gehören – so zu gestalten, daß er der Verlebendigung der Gemeinden dient.

HK: Auch wenn die beklagte Belastung zu einem Teil zumindest „hausgemacht“ ist – gibt es nicht doch auch eine ganze Reihe von Problemen, die „objektiv“ belastend sind und eine tatsächliche Überforderung darstellen?

Döink: Es gibt eine Menge objektiver Probleme und Schwierigkeiten, die sehr belastend sind, und wir müssen uns energisch bemühen, sie gemeinsam zu bewältigen. Zum Thema Belastung möchte ich noch einen anderen Aspekt erwähnen. Ein gewisses Maß an Belastung und gelegentlicher Überlastung gibt es in allen Berufen. Die Belastung hat auch eine positive Seite. Wir und unser Dienst sind gefragt, und die Menschen wollen etwas von uns. Es muß aber auch gefragt werden: Wer ist der Arbeitgeber, der dem Priester so vieles auflädt und ihn überfordert? Oft müssen wir eingestehen, daß wir es selbst sind. Der übervolle Terminkalender kann auch eine Identitätsvergewisserung sein.

„Die unmittelbare Erfahrung kann erfüllend sein, die Fernwahrnehmung ist eher negativ“

HK: Viele der gerade von den deutschen Bischöfen in ihrem Schreiben angesprochenen Probleme – etwa der Bedeutungsverlust von Kirche, schwindende Mitgliederzahlen, Pluralisierung der Gesellschaft ... –, die ja wohl alle ihren Einfluß auf den Priesterberuf haben, müssen keineswegs neu entdeckt werden. Hat sich, wenn gegenwärtig wieder mehr von der Priesterkrise gesprochen wird, nicht einfach auch die Wahrnehmung der Priester gegenüber ihrem eigenen Beruf geändert?

Döink: Seit etwa zwei Jahren mache ich bei den Treffen auch der älteren Weihejahrgänge die Beobachtung, daß eine viel größere Offenheit bei den Gesprächen herrscht als früher. Heute ergeben sich schon nach kurzer Zeit oft intensive und sehr persönliche Gespräche über die Berufs- und Lebenssituation. Diese offenen Gespräche bedrängen auch den einen oder anderen. Meistens sehen die Priester darin aber eine Befreiung. Man möchte sich über die Situation der Kirche und die eigene Lage offen austauschen und empfindet das nicht als Jammern.

HK: Ist also vieles von dem, was sich nun als Krise darstellt, mehr eine Folge davon, daß die Situation mittlerweile offener und realistischer benannt wird?

Döink: Das offene Benennen der Situation bewirkt nicht die Krise. Ich meine, daß darin ein erster Schritt der Bewältigung liegt. Viele Priester sehen die Lage sehr nüchtern und sind doch persönlich nicht in einer Krise. Auch sie bewegt die schwindende Akzeptanz und die kleiner werdenden Zahlen. Sie kritisieren auch und suchen nach anderen Wegen. Sie leben aber aus einer Grundzufriedenheit, die sie trotz der Fragen gut arbeiten und leben läßt.

HK: Gibt es demnach, neben der faktischen Überforderung auch einen eher herbeigeredeten Teil der Problemsituation?

Döink: Ich möchte als Antwort ein Ergebnis der Allensbachumfrage „Frauen und Kirche“ zum Vergleich heranziehen. Es zeigt sich ein deutlicher Unterschied zwischen der Einschätzung der kirchlichen Gesamtsituation und der Erfahrung von Kirche im persönlichen Nahbereich. Wenn ich mit Kaplänen über ihre Situation in der Gemeinde spreche, höre ich oft: „Mir geht's gut, und die Arbeit macht mir Freude.“ Wenn diese Kapläne in einer Gruppe zusammen sind, wechselt der Tenor der Gespräche. Es wird geschimpft und gestöhnt. Da ist meines Erachtens ein ähnliches Phänomen wie in der Frauenstudie zu beobachten: die unmittelbare Erfahrung kann durchaus erfüllend sein, die Fernwahrnehmung ist eher negativ.

HK: Der Tübinger Moralthologe Gerfried Hunold hat jüngst von einer „regelrechten Systemangst“ und einer gedrückten Stimmung bei den jungen Theologie-Studierenden gesprochen. Diese sei nur zu verständlich, wenn absehbar sei, daß Priester, Lientheologen und -theologinnen künftig bis zu sieben Gemeinden betreuen müßten. Wie schlägt sich die spätere Arbeitssituation nach Ihrer Erfahrung auf die Stimmung der Auszubildenden nieder?

Döink: Die Aussicht, mehrere Gemeinden betreuen zu müssen, ist für die allermeisten eher abschreckend. Was die Arbeitssituation insgesamt angeht, möchte ich unterscheiden. Diakone, die in der Gemeinde gearbeitet haben, erfahren die konkrete Praxis als Ermutigung. Mindestens in dieser Ausbildungsphase spüre ich wenig von einer „Systemangst“. Als Kapläne sind sie dann doch überrascht, was da alles auf sie zukommt. Ich glaube, es ist sehr schwierig, die spätere Situation vorher richtig einzuschätzen.

HK: Die ältere Priestergeneration hat aber doch sicherlich ihren Abschreckungseffekt ...

Döink: Es gibt ältere Priester, die sehr lebendig geblieben sind und von den jüngeren geschätzt werden. Doch es stimmt, daß Kapläne oft sagen: „So wie mein Pfarrer möchte ich nicht leben. Er hat kaum freundschaftliche Beziehungen, er geht total in der Arbeit auf, Probleme überspielt er mit Aktivismus; er hat resigniert und sich eingerichtet.“

HK: Ein wiederum „objektives“ Faktum, das sich doch auch

auf die Stimmung auswirken muß, ist die Tatsache, daß derzeit in fast allen Diözesen die Zahl der Priester zunimmt, die „aussteigen“.

Döink: Jeder Austritt schmerzt, und viele stellen sich die Frage: Warum bin ich denn noch dabei? Mir scheint in der heutigen Zeit die „Fluchtbereitschaft“ recht hoch zu sein. Auftretende Schwierigkeiten werden dann nicht als Herausforderung angenommen, an denen man sich eventuell auch länger abmühen muß, sondern man weicht aus oder flieht. Das kann verschiedene Formen haben. Manche meiden die Konfliktbereiche und suchen sich pastorale Nischen, andere möchten aus der Gemeindegemeinschaft in einen kategorialen Dienst wechseln. Im Extremfall wird auch das Amt aufgegeben.

HK: Wir haben jetzt von der geringeren Belastungsfähigkeit und Fluchtbereitschaft geredet. Besteht nicht die Gefahr, die angesprochenen Probleme doch zu sehr zu Lasten des einzelnen zu reduzieren und damit eine strukturelle Seite zu übersehen? Wird dann der einzelne nicht ungerechtfertigt allein gelassen?

Döink: Die strukturellen Probleme dürfen nicht vernachlässigt werden. Sie spielen bei den meisten Amtsniederlegungen und Schwierigkeiten eine große Rolle. Deshalb ist auch besonders der erste Teil des Schreibens der deutschen Bischöfe von den Priestern so positiv aufgenommen worden. Hier werden auch die strukturellen Probleme benannt und quasi amtlich bestätigt. Es muß sich nicht mehr jeder einzelne dafür schuldig fühlen. Wohl sind bei den meisten Amtsniederlegungen und Schwierigkeiten strukturelle und persönliche Probleme vermischt und die jeweiligen Anteile nur annähernd zu gewichten.

„Die ‚horizontale Kirchenspaltung‘ scheint mir besonders belastend zu sein“

HK: Welches der nun schon mehrfach angesprochenen strukturellen Probleme begegnet Ihnen bei der Aus- und Weiterbildung am häufigsten?

Döink: Besonders belastend scheint mir die „horizontale Kirchenspaltung“ zu sein. Viele Priester können etliche kirchenamtliche Weisungen und Verlautbarungen, die aus Rom oder von sonstigen Autoritäten kommen, nicht mehr mittragen. Sie erleben täglich, daß „gute“ Christen ihr Leben nach anderen Maßstäben ausrichten und sie dem nur zustimmen können. Sie begegnen mehr und mehr Menschen, die überzeugend als Christen leben, die Kirche aber in manchen wichtigen Bereichen als inkompetent oder hoffnungslos rückständig ansehen. Weil viele Priester das verstehen und diese Einstellung auch teilen, sie andererseits dem Papst und der Kirche gegenüber loyal sein möchten, belastet sie diese Spaltung sehr.

HK: Wenn die Praxis in den Gemeinden nicht von allen, aber

doch von einem guten Teil der Priester als überfordernd empfunden wird, müssen da nicht auch Rückfragen an die Ausbildung gestellt werden?

Döink: Sicher. Obwohl es seit langem immer wieder kleinere Veränderungen gibt, leben unsere Konvikte und Seminare nach dem tridentinischen Modell. Das tridentinische Seminar ist in seiner Struktur auf eine kirchliche und gesellschaftliche Situation zugeschnitten, die es heute so nicht mehr gibt. Früher bestand etwa das Erwachsenwerden und Reifen darin, daß man in eine vorgegebene kirchliche oder gesellschaftliche Rolle und Position hineinwuchs. Die Ausbildung sollte darauf vorbereiten, sich in ein festes vorgegebenes System von Regeln und Normen einzufinden. Wenn das gelungen war, brauchte man sich bis zum Lebensende nicht mehr zu verändern.

„Die Befähigung zur Eigenverantwortung ist besonders dringlich“

HK: Auf die inzwischen völlig veränderte Situation in Kirche und Gesellschaft wird in den Seminaren also ungenügend vorbereitet?

Döink: Weder in der Kirche noch in der Gesellschaft gibt es diese dauerhaften Rollen und gleichbleibenden Aufgaben. Das gesellschaftliche Leben differenziert sich in viele spezialisierte Bereiche, in denen keiner mehr überall zu Hause sein kann. In den einzelnen Bereichen gibt es oft rasante Entwicklungen, und man muß sich ständig neu orientieren und entscheiden. Dabei ist die eigene Verantwortung stark gefordert. Die Fähigkeit, eigenverantwortlich zu handeln und auch die Konsequenzen dafür zu tragen, wird in den Seminaren noch zu wenig gefördert. Eher geht es darum, vorgegebene Regeln und Ordnungen zu übernehmen. Unter diesem Aspekt und wegen der Praxisferne halte ich die jetzige Ausbildung nicht mehr für angemessen.

HK: Umgekehrt kann es ja durchaus sein – und dies hat nicht erst Drewermann beobachtet –, daß genau dieses feste Regel- und Normensystem eine Anziehungskraft auf bestimmte Persönlichkeitstypen ausübt ...

Döink: Damit trifft sich die Beobachtung, daß bei den Studenten der Drang, im Seminar zu bleiben, größer geworden ist. Erwägungen zu alternativen Formen der Ausbildung oder gar zur Auflösung der Seminare stoßen bei nicht wenigen Studenten auf Protest. Das kann ich auch verstehen. In einer unsicher erscheinenden Welt bietet das Seminar und diese Ausbildung einen Ort relativer Sicherheit. Das kann attraktiv sein. Ein solches Bedürfnis nach Sicherheit kann sehr wohl Anlaß zum Ergreifen eines kirchlichen Berufes oder des Priesterberufes sein. Ich meine aber, als Motivation für den Weg bis zur Priesterweihe und vor allem in der Seelsorgearbeit reicht das nicht. Wir Verantwortlichen müssen das den Studenten auch sagen.

HK: Was muß sich grundsätzlich an der Priesterausbildung ändern, um der Belastungssituation im späteren Berufsalltag besser gerecht zu werden?

Döink: In der Ausbildung sollten wir uns bemühen, die menschlich-geistliche Reifung noch stärker zu fördern. Im Schreiben der deutschen Bischöfe klingt das an, und das nachsynodale Schreiben des Papstes „Pastores dabo vobis“ von 1992 sagt das deutlich, wenn für die Ausbildung die menschliche Reifung und Bildung als Grundlage für die ganze Priesterausbildung bezeichnet wird. Mir scheint die Förderung der Fähigkeit zur Eigenverantwortung besonders dringlich zu sein. Ich meine damit ein eigenverantwortliches Handeln, das jeweils den einzelnen Menschen, die Gemeinde, die Kirche und sich selbst im Blick hat. Damit verbunden sind wichtige andere Fähigkeiten. Diese menschlich-geistliche Reifung wird bei den Priesteramtskandidaten zeitlich nicht einheitlich verlaufen und auch nicht für alle in den gleichen Bereichen erforderlich sein. Darauf müssen wir Rücksicht nehmen und diesem Prozeß Zeit und Raum gewähren, d.h. die Ausbildungswege individueller gestalten. Darüber hinaus ist meines Erachtens das unmittelbare Erfahren der Lebens- und Arbeitssituation in der Gemeinde und eine intensive persönliche Begleitung – neben dem Spiritual – unerlässlich.

„Die menschlich-geistliche Reifung muß gefördert werden“

HK: Die von Ihnen beschriebene flexiblere und eigenverantwortlichere Rolle verlangt aber zugleich auch ein hohes Maß an sozialer Kompetenz, an Fähigkeit zur Kooperation und Kommunikation. Kommt das ausreichend in der Ausbildung in den Blick?

Döink: Gerade auch die von Ihnen genannten Fähigkeiten meine ich, wenn ich von der Förderung der menschlich-geistlichen Reifung spreche. Das Defizit auf diesem Gebiet der Ausbildung wird deutlich wahrgenommen. Priesteramtskandidaten und Kapläne fordern eine pastoralpsychologische Ausbildung oder deren Vorverlegung in die erste Bildungsphase. In Pastoralkursen findet diese pastoralpsychologische Ausbildung jetzt schon häufig statt.

HK: Kann aber vieles an dieser Krisensituation nicht – und Sie haben ja schon an einigen Stellen darauf verwiesen – noch stärker auch als Chance begriffen werden?

Döink: Die Krise kann uns herausfordern, uns auf den Kern unserer Sendung und das Wesen der Kirche zu besinnen und zu fragen, wie wir als Christen und Kirche auf die heutige Situation in der Kirche und Gesellschaft reagieren können, um dem Evangelium und dem Reich Gottes Raum zu schaffen. Das kann unseren Blick weiten und manche hausgemachten Probleme relativieren. Die Krisensituation erfordert eine geistliche Bewältigung und kann nicht einfach gemanagt werden. Darin liegt unsere Chance.